

Hanfried Schüttler

LEBEN IN DER UNSCHÄRFE

— 35 Rekonstruktionen —

ATHENA

Dank

Anna Cron für ihre Ermutigung wie für ihre Kritik.

Inhalt

Dank	5				
Ein Schulmädchen	9	Ein Deutschtürke	73	Eine Mutter	123
Ein Abiturient	13	Zwei Arbeitsuchende	77	Ein Paar	127
Ein Student	17	Ein Rentner	81	Eine Ungeliebte	131
Ein Arbeitersohn	21	Eine Obdachlose	83	Ein Großvater	137
Eine Angestellte	27	Ein Unfallopfer	85	Eine Ratte	141
Eine Geduldete	29	Ein Messerstecher	87	Nachwort	145
Eine Wahlhelferin	33	Ein Alkoholiker	91	Kurzbiografie	147
Ein Migrant	35	Ein Selbstmörder	95		
Ein Hausmeister	39	Ein Bildungsbürger	99		
Eine Komparsin	43	Ein Epileptiker	103		
Ein Künstler	47	Ein Fremder	107		
Ein Gottesmann	51	Ein Abwartender	109		
Ein Eisdielenbesitzer	57	Eine Familie	111		
Ein Anwalt	63	Ein Kind	113		
Ein Schauspieler	69	Eine Tochter	117		

Eine Geduldete

Ihr Tag beginnt morgens um acht und endet abends um acht; sie putzt die Wohnungen deutscher Familien, montags bis freitags, auf Nachfrage auch samstags, 10 Euro die Stunde, bar auf die Hand, ohne Arbeiterlaubnis. Unter den Geduldeten gehört sie zu den Privilegierten; sie nennt eine kleine Wohnung ihr Eigen, zwischen Ausfallstraße und Bahngleisen gelegen, kein Warmwasser, mit Gemeinschaftsbad, ohne rechtsgültigen Mietvertrag, überteuert.

Die gelernte Kindergärtnerin kommt aus Tschernobyl. Sie ist verheiratet und Mutter zweier Jungen; ihr Mann Besitzer einer kleinen Schreinerei, über der die Familie wohnt, bis der Reaktorunfall den Ort weltberühmt macht. Das nähere Umfeld wird zum Sperrbezirk erklärt. Sie verliert ihre Arbeit, wird evakuiert und kann mit ihren Kindern erst einmal zu ihrer Mutter. Ihr Mann bleibt zurück. Er gehört zu den Zwangsrekrutierten, die – ohne geeignete Schutzkleidung – die Unfallstelle zu reinigen haben; die Männer sterben in relativ kurzer Zeit, ausnahmslos. Ein Zusammenhang mit deren Tätigkeit wird von den Behörden (bewusst) nicht hergestellt. Frau und Kinder stehen vor dem (verstrahlten) Nichts. In Griechenland gäbe es Arbeit, angeblich, hört sie. In dem allgemeinen Chaos ergattert sie eine kleine Wohnung; sie beschwört ihren Ältesten, der gerade in die dritte Klasse gekommen ist, sich wie ein Papa um seinen kleinen Bruder zu kümmern, was der ihr verspricht und auch sehr

gewissenhaft tut. Sie riskiert die weite Reise, findet tatsächlich eine Stelle als Putzfrau, schickt alles Geld nach Hause. Nach einem Jahr muss sie heim – der Älteste hat Leukämie.

Sie kehrt in eine weitgehend verlassene Gegend zurück; wer es sich eben leisten kann, ist auf und davon. Die ärztliche Versorgung ist auf das Nötigste reduziert worden; für die Kosten einer Krebstherapie erklärt sich das Krankenhaus als nicht zuständig. Kurzenschlossen bringt sie den kranken Sohn bei ihrer Mutter unter, packt ihren Jüngsten und stellt in Deutschland einen Asylantrag. Sie wird nicht als politischer Flüchtling anerkannt; ihr Verbleib zu keinem Zeitpunkt gesichert.

Sie schafft es, irgendwie, eine Putzstelle zu finden, arbeitet schnell und gründlich, wird weiter empfohlen, kann den vielen Anfragen bald nicht mehr nachkommen; sie verdient das nötige Geld, mit dem sie die Medikamente für ihren Sohnes bezahlen kann, endlich. Aber auch ihr Jüngster bereitet ihr Sorgen; der Verlust des Vaters, die Trennung vom Bruder, der Wechsel in das fremde Land und dann die Mama, die nicht (für ihn) da ist. Er findet keinen Anschluss, versagt in der Schule, rutscht (unfreiwillig) ab in eine kleinkriminelle Szene, in der er aber auch nie wirklich dazu gehört. Erwachsen fährt er nach Rumänien, bekommt (gegen eine »Bearbeitungsgebühr«) die dortige Staatsbürgerschaft und kehrt, ein (selbstbewusster) EU-Bürger, legal zurück in das Land, mit dem ihn nichts verbindet; bleibt ohne private oder berufliche Perspektive. Manchmal kann seine Mutter ihn mitnehmen, für Renovierungen oder Gartenarbeiten. Sie achtet darauf, dass er möglichst wenig Bargeld hat; es gleitet ihm durch die Finger. Aus seinem verletzten Stolz heraus herrscht er sie an, sie solle es doch auch so

machen wie er, dann könne sie endlich auf das Amt scheißen. So solle er nicht reden, demütig solle er sein. In dem Amt, in dem sie – seit nunmehr über einem viertel Jahrhundert – in regelmäßigen Abständen vorstellig werden muss, um ihren zu keinem Zeitpunkt sicheren Verbleib nicht zu gefährden, weiß man inzwischen um ihre Beschäftigungsverhältnisse; der Zufall will es, dass sie auch bei einer Familie putzt, in der die Frau in eben diesem Amt angestellt ist. Jetzt ist auch ihre Arbeit geduldet, inoffiziell natürlich; bis auf weiteres.

Einer ihrer Kunden, ein Arzt, der sie hin und wieder zu Hause behandelt und ihr Medikamente zusteckt, wenn sie mal wieder (unübersehbar) krank ist, macht ihr den Vorschlag, dass, wenn alle, bei denen sie putze, sie offiziell anstellten, sie auch kranken- und rentenversichert sei. *Nein, nein, nein, bitte alles bleiben wie ist.* Die Panik vor einem zu jedem Zeitpunkt unberechenbaren Staat, der über seine Bewohner verfügt, wie es ihm gerade opportun erscheint, bestimmt ihre gesamte Überlebensstrategie – nicht mit den Füßen scharren, nicht den Mund aufmachen, nicht über die anderen hinausragen; und weiter Geld für den noch lebenden Sohn in die Heimat schicken können. *Gott sein Danke!*

Nach getaner Arbeit wird sie jedes Mal von einer alleinstehenden, ehemaligen Lehrerin, für die sie auch schon seit Ewigkeiten putzt, zu einer Tasse frisch gebrühten Kaffees und einem Stück Obstkuchen mit Schlagsahne an den eigens gedeckten Küchentisch gebeten. Die schon etwas betagte Dame weiß, dass sie ihr damit eine Freude bereitet; und sie selbst freut sich auch, alleinstehend all die

Jahre. Eine schöne Gewohnheit; sie plaudern ein wenig, soweit es die mangelhaften Kenntnisse der deutschen Sprache überhaupt zulassen. Einmal kommt das Gespräch auf das Altwerden. Wann sie denn mal aufhören werde, sie sei ja auch nicht mehr die Jüngste. *Jüngste?* Rente, wann sie in Rente gehe. *Hab ich schon Witwenrente von meinem Mann, 48 Euro jeden Monat, Mann noch jung als gestorben.* Ja, aber was werde sie denn dann machen. *Was ich machen?* Die Frage hat die Geduldete sich offensichtlich noch nie gestellt. Sie schweigt, lange – die ihr nicht mehr zugängliche Welt, die ihrer Heimat, nur noch als eine Erinnerterte vor Augen –, um dann, als sei es das Natürlichste der Welt, zu antworten:

Arbeiten bis tot sein.

Ein Rentner

Jeden Morgen um kurz nach sieben Uhr kommt er mir in der Dunkelheit entgegen. Mit der einen Hand gestützt auf seine Gehhilfe, mit der anderen eine Flasche Bier umklammernd, schiebt er sich langsam, Schritt für Schritt nach vorne. Dann und wann bleibt er stehen. Dann trinkt er. Dann schiebt er sich weiter. Eines Tages reiße ich ihn aus seiner Welt; er scheint gespürt zu haben, dass ich ihn beobachte. Unvermittelt trifft mich sein Blick – der eines Kindes, das bei einem Vergehen ertappt worden ist. Reflexhaft nickt er mit dem Kopf, und die langen, ungekämmten Haare fallen über sein Gesicht. Ebenso reflexhaft nicke ich zurück. Dann lächelt er, sich entschuldigend. Ich erwidere sein Lächeln, es gäbe doch gar nichts zu entschuldigen. Am nächsten Morgen schaut er mich unverstellt mit seinen großen Augen an, so als ob wir alte Bekannte seien. Er hat sich erinnert. Er hat eine Vergangenheit! *Ich lebe*, scheint er sich zu sagen und versöhnt mit der Welt setzt er seinen Weg fort, im Netz die geleerten Bierflaschen des vorangegangenen Tages, die er im Supermarkt gegen volle austauschen wird. In den immer gleichen, abgelaufenen Schuhen, der immer gleichen, zu weiten Jeans, der immer gleichen, bis zur Farblosigkeit ausgewaschenen Windjacke, kommt er jeden Tag daher. Und mit dem immer gleichen *Morgen* strahlt er mich an. Manchmal bin ich mit meinem *Morgen* der erste. Dann braucht er einen kurzen Moment, bis er sich wieder orientiert hat, und er erkennt mich, zutiefst beglückt. An den Wintertagen, die zu kalt oder zu verregnet sind, verpassen wir uns. Vielleicht ist er auch erkältet. Es gibt Tage, an denen er mich nicht sieht, auf mein *Morgen* nicht reagiert.

Wie mit Blindheit geschlagen verliert sich sein Blick in einer Weite, in der er einen Grenzpunkt auszumachen scheint, den er jedoch nicht zu fassen bekommt, wie sehr er sich auch bemüht. Denn der Übergang vom »Noch hier« zum »Dann dort«, liegt – wie eine entmilitarisierte Zone – in einem Niemandsland und erscheint in ihrem Verlauf unscharf. Aber noch bleibt er in der Welt; sein Körper kennt den Weg. Und dann kommt er gar nicht mehr.

Heute, an einem ersten Frühlingstag, der Wärme verspricht, ist es mir aufgefallen, dass ich ihn vergessen habe. Dass es ihn gab.